

Ansprache zum Abschied eines Hauptmannes

Autor(en): **Zollinger, Albin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **7 (1939-1940)**

Heft 9

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759138>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Ansprache zum Abschied eines Hauptmanns

gehalten gelegentlich des Kompanieabends einer Territorialeinheit

Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten!

Den Auftrag, an diesem Abend ein paar Worte zu sprechen, fasse ich so auf, dass ich versuchen soll, das Erlebnis unserer dreimonatigen Gemeinschaft in einem Querschnitt darzustellen, und zwar aus dem Aspekt des einfachen Soldaten. Persönlich entlastete ich dabei auch ein wenig mein Gewissen; denn ich gehörte zu den Stillen im Lande, die zur allgemeinen Erheiterung beizutragen leider nicht die Gabe hatten. So mache ich denn hier Auslegeordnung wenigstens über die militärischen meiner Betrachtungen, die anzustellen ich mir etwa die Zeit nahm.

Was ist das Wesen dieser sonderbaren Situation, durch welche die Männer eines Landes aus Familie und Beruf, aus Annehmlichkeit und Freiheit und ziviler Selbstherrlichkeit herausgenommen und in den Organismus eines Männerbundes mit der möglichen Verpflichtung zum Tode zusammengezogen werden? Ob wir es uns bewusst werden oder nicht, ob wir es wahrhaben wollen oder nicht, ob es voller Plackerei und Dreck und Missvergnügen für uns gewesen sei, wir können dem Ausnahmezustand eines Aktivdienstes seine heimliche Grösse und eine vereinfachende, reinigende Wirkung nicht absprechen. Sie zeigt sich nicht zunächst in jenem Bombast, durch den ihn die Verherrlicher zu Hause entstellen; der Soldat bekommt eine eigentümlich feine Witterung für alles Unehnte und falsch Pathetische dessen, was so in Zeitungen über ihn geschrieben steht; ja, er kehrt in die Stadt zurück nicht ohne mannigfache Verstimmung über die Kompliziertheiten und Selbstsüchte alles Zivilen und, ob er es wahrhaben wolle oder nicht, es begegnet ihm wohl gar, dass er sich am Ende nach der bitter verfluchten Gefangenschaft des Dienstes, nach seinem Strohlager, zurücksehnt und noch nach Jahren von den tausend Gelegenheiten des Spasses unter Kameraden als von etwas Einmaligem und Unwiederbringlichem erzählt. Denn das, was wir ein wenig summarisch Kameradschaft nennen, ist es doch, was wir anders als durch diesen Zusammenhang im Dienste der Gemeinschaft nicht zu erleben bekommen. Das Vaterland als Fahne und Nationalhymne ist recht für den Feiertag, für die Schützenfeste, die in ihrer Hauptsache Spiel und Freude bleiben; alle Wahrheit aber ist rauh, alle Pflicht unansehnlich, aller wirkliche Dienst macht Anspruch auf unsere Entsagung, unsere Mannhaftigkeit, und sein Lorbeer ist spärlich. Es ist etwa mit dem Christentum oder der Liebe nicht anders. Fahne und Gesang sind recht für die Hochzeit; die Liebe aber hat das Salz der Bewährung zu fressen. Das nun, dass wir auf unserem Posten das Salz der Bewährung nicht im privaten Gebrauch, sondern selbstloser im Dienste des Ueberpersönlichen, des Gemeinsamen und der Gemeinschaft fressen, ist der entscheidende Unterschied unserer Leistung. Sie lohnt es uns. Sie lohnt es uns einmal mit der Fähigkeit, die sie uns gibt, über viele zivile Kom-

pliziertheit hinauszuwachsen und Dinge um ihrer selbst willen, nicht zu unserem persönlichen Vorteil zu tun. Die stille Selbstverständlichkeit, mit der jeder jetzt Verdienstlose auszukommen sucht — und hier sind Frau und Kind vor allem in das Heldentum mit einzubeziehen —, ist wahrhaft der Anfang einer menschlichen Grösse, zu der wir im privaten Leben wohl tausendfach Gelegenheit, aber selten die Aufraffung haben. Hierin ist uns der Dienst in aller Form Erzieher. Es soll einer kommen und Sonderbedingungen für seine werthe Person in unserer Mitte stellen! Er macht sich lächerlich und unmöglich. Ein Kollektiv von Käuzen, Träumern, Raufbolden, Aufschneidern, Wanderpredigern, Witzbolden ist möglich und macht gerade das Zusammenleben zu dem bunten Aussergewöhnlichen, das es ist — der Egoist läuft bald als Rad für sich, und das nicht zufällig: Das Heer ist seiner Bestimmung nach eine Institution der Gemeinschaft im Dienste des Ueberpersönlichen. Also ist es auch seine Zelle, das Kantonnement, und die — im Bürgerlichen leider allzu mangelhaft geübte — Praxis der Gemeinschaft zeitigt im Kantonnement denn auch ersichtlich ihre schöne Frucht: eben diese Kameradschaft, das Privileg allen Arbeitsdienstes, ein Ding, das nirgends sonst zustandekommt. Das Berufsleben hat seine Rivalitäten, Eifersüchteleien, seinen Brotneid; die Annehmlichkeit des Privatlebens hat ihre inneren Unzulänglichkeiten, ihre Blasiertheiten. Das Kantonnement erfrischt sich aus sich selbst an seiner höheren Art des Gemeinsamen und schafft jene unbeschreibliche Atmosphäre, die wir Kameradschaft nennen, jenen allabendlich sprudelnden Born von Vertraulichkeit, Witz und Schabernack selbst unter bestandenen Herren, die zu Hause Herr Direktor oder Doktor, hier aber einträchtiglich geschlagene Hiobe sind. Keiner, der nicht ein hartgesottener Hypochonder ist, entzieht sich dem Zauber dieses improvisierten Feuerwerks von Schelmerei der Soldaten, die alle Ambition, allen Stand, allen Anspruch von sich getan haben und nur noch menschliche Menschen sind. Sehr menschliche Menschen sogar mit allen ihren Schwächen; jedem wird das Anrecht auf einen Teil davon gegeben, das lange Zusammensein ermöglicht es, dass irgend eine Tugend, irgend eine verbindende Eigenart eines Jeden offenbar wird, und zuletzt gehören die Menschlichkeiten dazu, und wäre es nur zur Entschuldigung der eigenen. Es ist nicht der Spass allein, es ist die gemeinsame Arbeit für niemand und alle, es ist das Gefühl von Familie, das selbst dem Kompaniehund fühlbar wird, es ist das mehr geahnte als stets bewusste Haus der Heimat, zu dessen Schutz wir die unpathetischen Dinge tun.

Zugegeben: wir vergessen tausendmal die Art und Notwendigkeit unseres Hierseins — wer begriffe den Unsinn der Welt, das Ziel dieses geisterhaften Weltkrieges, den offenbar niemand will — und wir sollten wollen! Es ist nur löblich, dass uns die Phantasie dafür fehlt. Wofür wir freilich die Phantasie aufbringen müssten, ist das, dass es uns immer noch paradiesisch geht im Vergleich zu den Männern, ja zu Frauen und Kindern und Greisen, die die Zeit mit der Wirklichkeit des Krieges heimsucht, und wenn wir bedenken, dass wir unsere Vorzugsstellung

letzten Endes mit nichts, mit keiner menschlichen Ueberlegenheit verdient haben, dann vergeht uns schon gar aller Mut, über irgend etwas zu klagen. Es ist wahr, die Massleidigkeit erzeugt Missverständnis, der Privatmensch in uns pocht auf sein rechtliches Recht, ganz alle menschliche Schwäche geht denn doch nicht in Kameradschaft auf, und der Grenzkoller meldet sich an. Die Havasitis tut ihre verheerende Wirkung in den Schlachtreihen. Es kommt hinzu, dass die Kameradschaft Stufungen hat, Stufungen zwischen Soldat, Unteroffizier und Offizier, allerlei Ueberschneidungen reiben sich, auch wenn ohne Lüge gesagt werden kann, dass in der Kompanie das beste Verhältnis zwischen den Stufungen besteht. Wir sind ältere Herren und somit von einem gewissen Verstande, den anzuerkennen unsere Führung sich nicht zu vornehm fühlt. Nicht immer und überall war es so, dass der „Bürger im Wehrkleid“ auch als solcher geachtet wurde, und doch ist es beinahe der einzige Punkt, in dem der schweizerische Soldat keinen Spass versteht, darin nämlich, dass er in seiner Menschenwürde unverletzt bleibe. Ob er seines Zeichens Professor oder Strassenknecht sei, er trägt das menschliche Antlitz, ist dem Höchstgesetzten irgendwo gleich und hat ein genaues Gefühl dafür, dass die militärische Subordination nicht mit Hörigkeit seines Menschentums verwechselt werde. Es ist mir kein Fall bekannt, wo dieses Gefühl ernsthaft, mit Absicht oder gar System bei uns verletzt worden wäre, und ich glaube im Namen meiner Soldatenkameraden zu sprechen, wenn ich an dieser Stelle Unteroffizieren und Offizieren den herzlichsten Dank für die taktvolle, gerechte Behandlung ausspreche, deren sie uns würdigten. Unsere Gesinnung kann ihnen nicht verborgen geblieben sein, des helvetischen Maules ungeachtet, das auch im Soldatenrock nicht aus der Uebung kommen will — so wenig wie uns die redliche Absicht und Bemühung der Vorgesetzten verborgen blieb. Wenn wir unsern Herrn Hauptmann lieben und verehren, so geschieht das in natürlicher Auswirkung seines rücksichtnehmenden, aufmerksamen, dabei, wohlbemerkt, tüchtigen Wesens. Sein stramm aufforderndes Auge, zusammen mit dem gütigsten Lächeln des männlich-menschlichen Soldatengesichtes war uns unverstellter Ausdruck seiner inneren Art, für die Vertrauen und Hochschätzung zu empfinden uns leicht fiel. Der Soldat in seiner Laienhaftigkeit spürt sehr wohl die wahre Autorität eines Heerführers, dessen Befähigung es nicht nötig hat, sich mit theatralischem Gebaren Ansehen zu verschaffen. Es ist wie in allen Dingen: letztes untrügliches Mass ist immer der Mensch, Fassaden täuschen nicht auf die Dauer. Unsere Offiziere, von denen wir den Eindruck bekamen, dass sie in verstehender Wahlverwandtschaft um unsern Kommandanten standen, fügten sich wohl in den Ring der Kameradschaft, die zusammen mit dem Zauber der graubündischen Landschaft das Unvergessliche unserer Bergwacht bleiben wird. Wir verlieren unseren Herrn Hauptmann. Wir verlieren ihn nicht aus unserer Erinnerung. Er war ein selbständiger, zum Vorteil seiner Soldaten mutiger Offizier schon in Zeiten, als es nicht wie heute Parole war. Das ruhige Gewissen darüber,

seiner Pflicht genügt und doch oder gerade deshalb die Anhänglichkeit und Hochschätzung seiner Kompanie unwandelbar besessen zu haben, mache ihm seinerseits die Erinnerung angenehm. Was uns betrifft, so verabschieden wir uns von ihm aufrichtig betrübt, aber glücklich im Gefühl unserer Dankbarkeit.

Albin Zollinger.

KLEINE RUNDSCHAU

Apotheose der Anarchie?

Julius Schmidhauser: Das Reich der Söhne

Walter de Gruyter, Berlin 1940

Am Schluss der sechsten weltgeschichtlichen Betrachtung bezeichnet es Burckhardt als „ein wunderbares Schauspiel, freilich aber nicht für zeitgenössische, irdische Wesen . . . , dem Geist der Menschheit erkennend nachzugehen, der über all diesen Erscheinungen schwebend und doch mit allen verflochten, sich eine neue Wohnung baut. Wer hievon eine Ahnung hätte, würde des Glückes und Unglückes völlig vergessen und in lauter Sehnsucht nach dieser Erkenntnis dahinleben.“ So wenig also hielt sich Jakob Burckhardt für befugt, das Gesetz des geschichtlichen Wandels festzustellen, dass er sogar von der Ahnung einer solchen Erkenntnis nur mit Vorbehalten spricht.

Wer das neue Buch von Schmidhauser in die Hand nimmt, wird sich daran erinnern müssen. Denn da ist der Versuch gemacht, nicht nur über ein Jahrhundert, sondern über Jahrtausende hinweg den Gang der Menschheit zu erfassen und die Zukunft vor auszusehen. Ein ungeheures Unterfangen, das einen nicht alltäglichen Mut und Glauben an sich selbst voraussetzt! Wir spüren diesen Glauben zunächst in Schmidhausers höchst gewaltsamer Sprache. Jeder Satz sozusagen reckt sich ins Prophetische auf. Man erhält jedoch den Eindruck, das Werk sei nicht dichterisch konzipiert, sondern ins Dichterische übersetzt, mit ganz bestimmten grammatischen Mitteln, die im Einzelnen aufzuzählen keine Mühe bereiten würde. Was Schmidhauser dazu bewog, war zweifellos der Wille zur Wirkung. Das Buch will keine Theorie, es will Prophetie und Aufruf sein. Ob es aber mit dieser Haltung weitere Kreise ergreifen